
ENTWICKLUNG JUGENDLICHER IDENTITÄT IM SPORT

DIETRICH KURZ/KLAUS – PETER BRINKHOFF

Sportliches Engagement und jugendliche Identität

Das Problem

Die Geschichte der Mitgliederentwicklung der Deutschen Sportjugend liest sich als eine von kontinuierlichen Zuwachsraten gekennzeichnete, beispiellose Erfolgsbilanz, die erst in den letzten fünf Jahren durch die im Zuge der Bevölkerungsentwicklung verstärkt einsetzenden jugendlichen Mitgliederrückgänge in ihrem glänzenden Erscheinungsbild etwas getrübt wird. Nach der neuesten Statistik des Deutschen Sportbundes sank die Zahl der Mitglieder im Alter von sieben bis 18 Jahren allein von 1985 bis 1986 um 114.546. Das unproblematische Wachstum des bundesrepublikanischen Vereinssports ist offensichtlich vorbei. Daß es sich bei dieser Entwicklung um den so wichtigen eigenen Nachwuchs handelt, muß von den Vereinen durchaus als bedrohlich empfunden werden, da ihr traditionelles Selbstverständnis und Bestandskonzept im wesentlichen auf den Jugendlichen als Nachwuchsreservoir der Wettkampfmannschaften und Vereinsfunktionäre von morgen basiert.

Die Deutsche Sportjugend hat rechtzeitig zwei große Untersuchungen in Auftrag gegeben (SACK 1980a; 1985a), aus denen die Vereine in der jetzt entstehenden kritischen Situation Orientierungshilfen gewinnen könnten. Es handelt sich hierbei um bemerkenswerte Studien, die nach anfänglicher Mißachtung und Geringschätzung heute durch die bedrohliche Aktualisierung des Untersuchungsgegenstandes in zunehmendem Maße Beachtung finden und dabei in einigen Fällen zu "empirischen Steinbrüchen" avancieren, aus denen auch willkürlich Zahlen geschlagen werden, die eine radikale Umorientierung des Jugendvereinsports zu legitimieren scheinen.

Diese Umorientierung, als deren exponierteste Fürsprecher BRINCKMANN/SPIEGEL (1986), RIDDER (1986) und SPORTJUGEND NRW (1987) anzusehen sind, geht – aufgrund gewandelter Interessen und Bedürfnisse – von einem Attraktivitätsverlust des Sportvereins für Jugendliche aus. Als entscheidende Fehlorientierung der Vereine wird die traditionelle Leistungs- und Wettkampforientierung im Jugendsport angeprangert, die nicht mehr den tatsächlichen Interessen und Bedürfnissen der Mehrheit der Jugendlichen entspreche. Konsequenterweise wird "eine Alternative zum organisierten Wettkampfsport" (BRINCKMANN/SPIEGEL 1986, 12; vgl. auch RIDDER 1986) empfohlen, die über einzelne Sportarten hinausgeht, vielfältigste Bewegungs- und Spielformen enthält und unabhängig von Vorerfahrungen und Könnensstand in der Regel für beide Geschlechter zugänglich ist.

Es kann kaum bestritten werden, daß die von RIDDER angedeuteten, bei BRINCKMANN/SPIEGEL in anschaulichen Beispielen ausgeführten Angebotsideen attraktiv sein können, wenn sie von entsprechend qualifizierten, überzeugten und überzeugenden Übungsleitern vorgetragen werden. Man muß jedoch auch sehen, daß dafür die meisten der Übungsleiter, die bis heute den Vereinssport der Jugendlichen tragen, kaum infrage kommen. Sie sind über eine Sportart mit ihren Regeln, Normen und Ritualen in den Verein hineingewachsen, haben in dieser Sportart in Training und Wettkampf Erfolge und – im bilanzierenden Rückblick – positive Erfahrungen gehabt, haben bei überzeugenden (Lehr-)Meistern ihrer Sportart über Jahre eine Praxis der Vermittlung erlebt und diese in ihrer Ausbildung zum Übungsleiter noch etwas ergänzt und methodisiert.

In vielen Fällen lebt ihre Autorität auch heute noch von ihrer früheren sportlichen Karriere und den Leistungen, die sie immer noch vorzeigen können.

Diese meisterliche Sicherheit, die "ihre" Sportart ihnen bieten kann, müßten sie nun aufgeben und auf eine neue Vielseitigkeit setzen, in der sie immer wieder als lernende Anfänger gefordert sind. Hier wird den Vereinen also nicht nur ein alternativer Jugendsport, sondern zugleich auch ein neuer Typ des Übungsleiters empfohlen. Die Sportorganisationen wären schlecht beraten, wenn sie einem so weitgehenden Vorschlag zur Neuorientierung in einem Kernbereich ihrer Arbeit folgen wollten, ohne die Grundlagen dieses Vorschlags sorgfältig zu prüfen.

Zwei fragwürdige Annahmen: Austrittswelle und Wertewandel

SACK gibt seine Empfehlungen zur Erweiterung des Sportangebotes (bes. 1980a) vorwiegend mit dem Blick auf die Jugendlichen, die einmal – typischerweise im späten Kindesalter – in den Sportverein eintreten, dann – typischerweise in der Mitte der Jugend – wieder austreten. BRINCKMANN/SPIEGEL (1986) und RIDDER (1986) gehen weiter: Sie wollen offensichtlich auch jene Jugendlichen ansprechen, die bisher überhaupt nicht den Weg in den Verein gefunden haben, weil ihre Interessen von den Angeboten des Vereins nicht getroffen wurden. Sie unterstellen auch, daß diese Gruppe im Zuge eines allgemeinen Wandels der Bedürfnisse und Interessen immer größer werde, und unterstreichen dies mit dem Hinweis auf die rückläufigen Zahlen jugendlicher Mitglieder.

Dieser Rückgang ist tatsächlich aus den Mitgliederstatistiken der Sportorganisationen eindeutig abzulesen. Von 1981 bis 1986 sank im Deutschen Sportbund die Zahl der sieben- bis 14jährigen um mehr als 500.000 ab, die der 15- bis 18jährigen stieg jedoch noch um über 100.000 (Deutscher Sportbund 1987, 50f). Diese Zahlen sagen zwar etwas über die Situation in den Vereinen aus, in denen es tatsächlich in diesen Altersgruppen durchschnittlich weniger Mitglieder gibt. Über Verhalten und Einstellungen der Jugendlichen lassen sie jedoch keine Rückschlüsse zu. Interpretierbar werden sie erst, wenn zusätzlich

- die gerade bei Jugendlichen häufigen Doppel- und Mehrfachmitgliedschaften erfaßt werden;
- die Altersdifferenzierung feiner, bestenfalls jahrgangsweise vorgenommen wird;
- die absoluten Mitgliederzahlen jeweils in Relation zur Gesamtzahl der Jugendlichen in der entsprechenden Altersgruppe gesetzt werden.

Da SACKs Daten aus der Fluktuationsuntersuchung (1980a), die zuletzt diese Bedingungen erfüllten, nur einen Querschnitt für das Jahr 1978, also noch vor dem absoluten Rückgang der Zahlen, bietet, sind Schlüsse für die Entwicklung in den 80er Jahren unsicher. Immerhin bietet RIDDER (1986, 239-242) selbst eine erste Hilfe. Er bezieht die Daten aus der Mitglieder-Statistik des Landessportbundes Nordrhein-Westfalen auf die jeweilige Gesamtpopulation nach den Daten des Statistischen Landesamtes. Aus seinen widersprüchlichen Interpretationen läßt sich schließen, daß ihn das Ergebnis selbst überrascht hat: Der so errechenbare Organisationsgrad ist nämlich in allen Altersgruppen der Jugendlichen von 1981 bis 1985 weiterhin erheblich angestiegen: bei den sieben- bis 14jährigen von 42,9% auf 49,6%, bei den 15- bis 18jährigen (den typischen Fluktuationsjugendlichen!) von 41,5% auf 47,1%, sogar bei den 19- bis 21jährigen noch von 28,6% auf 34,0%. Bei aller Unsicherheit, die auch diese Zahlen noch wegen der ungeklärten Mehrfach-Mitgliedschaften und der groben Altersklassifikation enthalten, lassen sie eher die Interpretation zu: Immer mehr Jugendliche strömen in die Vereine; offensichtlich ist die Jugendarbeit der Vereine insgesamt auf dem richtigen Weg! Wenn die absoluten Zahlen der jugendlichen Vereinsmitglieder zur Zeit sinken, dann ist das eine Folge der abnehmenden Zahl der Jugendlichen im Zuge der Bevölkerungsentwicklung. Die Vereinsangebote wurden zwar auch seit 1980 weiterhin immer attraktiver für Jugendliche; aber es war den Vereinen nicht möglich, den Organisationsgrad so weit zu erhöhen, daß der rapide Geburtenrückgang neutralisiert werden konnte.

Die These vom Bedürfniswandel der Jugendlichen, dem die Sportvereine nicht entsprechen, muß also anders abgesichert werden. RIDDER (1986, 241, vgl. 238f) versucht es ansatzweise über eine Differenzierung der Mitgliederentwicklung nach Fachverbänden. Doch auch das ergibt ein eher verwirrendes Bild: Den größten Verlust unter den sechs- bis 14jährigen hatten in Nordrhein-Westfalen die Reiter; als einzige einen absolu-

ten Zugewinn haben die Volleyballer, am zweitbesten schneidet Badminton ab. Was soll man daraus schließen? Geht der Trend vom Natursport zum Hallensport? Ist das Reiten in den Vereinen für diese Altersgruppe wettkampforientierter als Volleyball oder Badminton?

So bleibt nur der argumentative Rückzug auf die allgemeine Annahme eines Wertewandels, die ja seit einigen Jahren in den Sozialwissenschaften und auch in der Jugendforschung diskutiert wird. Tatsächlich entsprechen die Konturen eines "alternativen" Jugendsports, wie sie bei BRINCKMANN/SPIEGEL und RIDDER gezeichnet werden, einigen Annahmen über die "postmaterialistische" (oder "postindustrielle") Wertorientierung, die im Zuge des angenommenen Wertewandels um sich greifen soll. Danach wird erwartet, daß gerade das "protestantische" Leistungsethos mit seinen Merkmalen wie Askesebereitschaft, Lustaufschub, (Selbst-)Disziplin, Fleiß, Gehorsam, Treue im Rückgang begriffen ist und im Gegenzug die "hedonistische" Orientierung an individuellen, privaten Bedürfnissen und aktuellem Lebensgenuß zunimmt.

DIGEL (1986) hat wichtige Positionen zur Wertewandel-Diskussion aufgearbeitet und die möglichen Konsequenzen für die zukünftige Entwicklung des Sports vorsichtig skizziert. Schon seit längerer Zeit beschreibt RITTNER (z.B. 1975; 1986a) Veränderungen in den Mustern der Sportaktivität, die auch als Ausdruck gewandelter Bedürfnisse der Sporttreibenden gedeutet werden können. Nimmt man einige weitere, besonders auf Jugendliche bezogene Beiträge hinzu, so ergibt sich bei vorsichtiger Bewertung folgendes Bild: In mehreren aufsehenerregenden Jugendstudien (bes. INGLEHARDT 1979) aus den 70er Jahren wurde auf einen zunehmenden Zerfall des leistungs- und arbeitsorientierten Wertesystems, insbesondere durch alternative Orientierungen Jugendlicher hingewiesen. Nach einigen Jahren der unkritischen Rezeption wissen wir allerdings heute – und neuere empirische Befunde (bes. JAGODZINSKI 1985) bestätigen es immer wieder –, wie undifferenziert und unzureichend diese Daten erhoben und ausgewertet wurden (vgl. HURRELMANN 1985, 112–116). Ein allgemeiner Wertewandel in Richtung auf eine postmaterialistische, postindustrielle, hedonistische o.ä. Orientierung ist bislang durch abgesicherte empirische Daten daher nicht zu stützen. Es ist weder zu sichern, daß postmaterialistische Werte in den letzten Jahren allgemein höhere Zustimmung gefunden haben, noch ist insbesondere bei den Jugendlichen, die ja gern als empfindliche Seismographen allgemei-

ner Veränderungen der Wertewelt einer Gesellschaft angesehen werden, ein eindeutiger Trend auszumachen. Das heißt nicht, daß Jugendliche heute sich nicht von Jugendlichen früherer Jahre unterscheiden; zweifellos hat es kollektive Veränderungen von Wertorientierungen gegeben; aber diese allgemeinen Tendenzen lassen sich nicht durch die "schematische Gegenüberstellung von materialistischer und postmaterialistischer Orientierung fassen" (HURRELMANN 1985, 13) und betreffen kaum die zentralen Kategorien der Postmaterialismus-These (ALLERBECK/HOAG 1985, 29-42; FUCHS/ZINNECKER 1985, 5-28). Gerade bezogen auf einen wesentlichen Kern dieser These, die angeblich abnehmende Leistungsorientierung, gibt es eher paradoxe Befunde: So ergibt eine neuere Replikationsstudie (FEND/PRESTER 1985), daß zwar die Annahme, Anstrengung und Leistung sicherten die Existenz und sozialen Aufstieg, unter Jugendlichen 1982/3 weniger Zustimmung fand als 1973; andererseits hatten Jugendliche 1982/3 weniger Bedenken, das Streben nach Leistung in eine Beziehung zum Sinn des Lebens zu setzen. Dabei äußerten sich nach dieser Befragung Hauptschüler sogar durchschnittlich leistungsorientierter als Gymnasiasten!

Auch RITTNERs eindringliche und differenzierte Analysen zur Veränderung des Sports lassen keine eindeutigen Schlüsse auf einen Wertewandel der Jugendlichen zu. Viele seiner Beobachtungen zu einer neuen Bewertung der Körperlichkeit, der erhöhten Aufmerksamkeit gegenüber Gesundheit und Fitneß, der abnehmenden Verbindlichkeit der Sportlerrolle, der intensivierten Suche nach Selbstverwirklichung und Spaß usw. stimmen mit verbreiteten Erfahrungen überein (u.a. RITTNER 1983; 1985; 1986a), sind bei ihm jedoch nicht für Jugendliche spezifiziert. Selbst wenn man mit ihm übereinstimmt, daß sich hier eine allgemeine Wandlung des "Sport-Stils" andeutet, läßt sie sich auch anders deuten: Im Zuge der immer weiteren Ausbreitung sportlicher Aktivität in der Bevölkerung tauchen unter den Sporttreibenden jetzt immer mehr Menschen mit Orientierungen auf, die für den traditionellen Sport nicht typisch waren. Nicht ein Wertewandel, sondern eine Werteanreicherung findet statt; und für diese sind eher die Erwachsenen verantwortlich, die nun vor allem neu zum Sport stoßen, als die Jugendlichen (KURZ 1986a).

Ein Zwischenfazit

Weder die These vom massenhaften Auszug der Jugendlichen aus den Sportvereinen noch die Annahme eines Wertewandels bei den Jugendlichen, auf den sich die Vereine einzustellen hätten, läßt sich erhärten. In dieser Situation spricht vieles gegen den von BRINCKMANN/SPIEGEL (1986) und RIDDER (1986) vertretenen Vorschlag, die Jugendarbeit der Sportvereine vorwiegend an den – vermeintlichen oder tatsächlichen – Bedürfnissen der Jugendlichen auszurichten, die nicht oder nicht mehr in einem Verein sind. Mindestens ebenso lohnend ist der entgegengesetzte Versuch, die beispiellose Faszination zu verstehen, die der traditionelle, auf Training und Wettkampf in einer Sportart konzentrierte, leistungsorientierte Vereinssport bis heute für viele Jugendliche hat. Bei allen Vorschlägen für die Reform des Vereinssports darf man nicht aus dem Blick verlieren, daß heute etwa die Hälfte aller 12– bis 18jährigen schon Mitglied in einem Sportverein sind (SACK 1980a, 238) und dort durchschnittlich zweimal in der Woche Sport treiben (SACK 1985a, 212–215). Das ist ein wesentlich höherer Organisations– und Aktivitätsgrad, als ihn alle anderen vereinsartigen Jugendorganisationen – Musikvereine, Hobbyclubs, Fanclubs, Wandervereine, kirchliche und politische Jugendgruppen usw. – zusammen erreichen (SACK 1985a, 369f). Der Versuch, die Bedingungen dieser bisherigen besonderen Jugendnähe des Vereinssports besser zu verstehen, könnte Anhaltspunkte für seine weiterhin attraktive Gestaltung zutage fördern. In dieser konservativ konstruktiven Absicht ist die nun folgende Skizze zu verstehen.

Theoretischer Ausgangspunkt: Jugend als Phase gesteigerter Identitätssuche

FUCHS/ZINNECKER (1985) stellen auf der Grundlage eines Datenvergleichs der Shell–Jugendstudie '84 mit früheren Studien fest, die Jugend der 80er Jahre unterscheidet sich von früheren, bes. der Nachkriegsjugend, "in ihrer Bereitschaft und Fähigkeit, Jugend als Lebensphase gesteigerter Sinn- und Ich-Suche zu verstehen, (...) sich auf Gefahren und Chancen jugendlicher Identitätskrisen einzulassen" (FUCHS/ ZINNECKER 1985, 25). Es erscheint als symptomatisch, daß hier wie in anderen aktuellen Jugendtheorien (z.B. HORNSTEIN et al. 1975, bes. 376-413; BAACKE 1979, 107-163; DÖBERT/NUNNER-WINKLER

1982; OERTER 1982; HURRELMANN et al. 1985) weiterhin die Identität als geeignetes Konzept für das Verständnis des Jugendalters angenommen wird, ein Konzept, das ERIKSON schon in den 50er Jahren aufgegriffen und für das Verständnis des psycho-sozialen Moratoriums der damaligen (privilegierten) Jugendlichen in den Vereinigten Staaten aufgearbeitet hat (z.B. ERIKSON 1971b; vgl. GRIESE 1987, 75). Stellvertretend für andere aktuelle Jugendforscher können HURRELMANN et al. (1985) stehen, die "die Gewinnung der Identität gegenüber der drohenden Zerstückelung und Diffusion des Selbstbildes und des Selbstverständnisses" (13) als den Kernkonflikt des Jugendalters verstehen. Identitätsbildung oder -findung stellt die zentrale Entwicklungsaufgabe des Jugendalters dar.

Es wäre daher eine lohnende Aufgabe, vor dem Hintergrund prominenter Theorien zur Identität (z.B. auch KRAPPMANN 1975; DREITZEL 1980, 165-221) und zu verwandten Konzepten (z.B. Selbstkonzept, Selbstwertgefühl: vgl. FILIPP 1984; locus of control: BAACKE 1979, 135-141; HORNSTEIN et al. 1975, 387-390) den möglichen Beitrag eines Sport-Engagements für das Gelingen jugendlicher Entwicklung zu erörtern. Das ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht mit der notwendigen Gründlichkeit möglich. Es muß hier genügen, zur Abrundung des Gedankenganges einige Indizien dafür zusammenzutragen, daß für die Aufgabe der Identitätsbildung in der Jugend gerade auch der in den Vereinen bisher verbreitete Sport entscheidende Hilfen leisten kann. Dazu werden nur solche identitätstheoretischen Ansatzpunkte herangezogen, auf die bereits in jugendtheoretischen Veröffentlichungen Bezug genommen wurde.

Das Identitäts-Konzept kann für diese hier nur thesenhaft dargestellten Überlegungen durch drei sehr einfache Merkmale gekennzeichnet werden:

1. Identität besteht wesentlich aus der wahrgenommenen Gleichheit mit sich selbst, d.h. darin, daß jemand in der eigenen Wahrnehmung und der anderer "sich selbst treu bleibt" und dennoch situationsgemäß handelt. Das ist besonders für Jugendliche, "die Neuankömmlinge in der Gesellschaft" (FUCHS 1985d, 136), die nun die ganze Komplexität, Zerrissen-

heit und normative Unsicherheit der Erwachsenenwelt zu erfahren beginnen, eine schwere Aufgabe. Identitätsbildung kann zur "Identitätsarbeit" werden.

2. Im Konzept der Identität ist enthalten, daß diese zu erarbeitende Kontinuität sich auf ein akzeptiertes Ich bezieht, ein Ich also, dessen wahrgenommene Eigenschaften in den für bedeutsam angesehenen Ausschnitten nicht aussichtslos vom Ich-Ideal abweichen. Ein positives Selbstwertgefühl ist ein Aspekt der Identität.

3. Identität ist Voraussetzung und Folge gelingender menschlicher Beziehungen; sie kann prinzipiell desto besser begründet und aufrechterhalten werden, je weniger diese Beziehungen von einseitigen Abhängigkeitsverhältnissen geprägt sind. Daraus erklärt sich die fast unersetzbare Bedeutung der Gleichaltrigengruppe für die Identitätsbildung in der Jugend.

Die Indizien und Überlegungen dazu, daß ein Engagement im Sport die Identitätsfindung im Jugendalter entscheidend stützen kann, lassen sich unter drei Gesichtspunkten ordnen: 1. die Selbstbestätigung durch die sportliche Leistung; 2. die Sicherheit im Umgang mit dem eigenen Körper; 3. Verhaltenssicherheit durch die Sportgruppe und spezifisches Rollenverhalten.

Dem Leser, der sich in den hier herangezogenen Theorien auskennt, wird auffallen, daß sie in einer relativ rigiden Fassung aufgenommen werden; zunächst wird mehr die Anpassung an Vorgefundenes und die Sicherheit aus Gegebenem betont als die Souveränität, die sich in Veränderung und Umgestaltung äußern kann. Am Ende des Beitrags wird diese Einseitigkeit ihrerseits zum Thema.

Identitätsfindung und sportliche Leistungen

Der hier anzusprechende Zusammenhang ist schon mehrfach ausgeführt worden (z.B. von KROCKOW 1974; FRANCKE 1978; LENK 1983). Er läßt sich vereinfacht und ohne stringenten Bezug auf bestimmte Theorien etwa so fassen: Unter den Merkmalen, die jemand an sich selbst beobachtet, sind die Fähigkeiten von besonderer Bedeutung (MEYER 1984, 14-35). Das Konzept der eigenen Fähigkeiten als Teil des Selbstkonzeptes bildet sich in Situationen, die als leistungsthematisch interpretiert werden

können. Der Sport enthält solche leistungsthematischen Situationen in einer Weise, die besonders von Jugendlichen in hohem Maß als ich-be-deutsam angesehen werden. Das hat viele Gründe: Der deutliche Körperbezug sportlicher Leistungen, ihre (scheinbare) Objektivität, die internationalen Vergleichsmaßstäbe, die weltweite, medienunterstützte Anerkennung sportlicher Erfolge legen die Annahme nahe, in der sportlichen Leistung werde etwas Allgemeines über den Wert einer Person erkennbar. Das Moratorium Jugend ist auch dadurch charakterisiert, daß Jugendliche in den meisten gesellschaftlich bedeutsamen Leistungsbereichen nicht mit Erwachsenen konkurrieren dürfen. Jugendliche können viel mehr als sie dürfen - aber nicht im Sport. Er bildet vielmehr den auffälligsten und damit attraktivsten Leistungsbereich, in dem Jugendliche sich nicht nur untereinander, sondern auch mit Erwachsenen gleichsam ohne Handicap messen dürfen.

Der Sport befreit die Jugendlichen auf diese Weise, wenn auch nur für einen kurzen Zeitraum, aus dem "Ghetto der Gleichaltrigen" (GIESEKE 1983); im Sport können Jugendliche mit Erwachsenen unter gleichen Voraussetzungen konkurrieren und sich gegenseitig auf die Probe stellen. Die dem Heranwachsenden zugeschriebene Rolle der Unterordnung wird auf diese Weise unterbrochen und bisweilen durch einen Sieg ins Gegenteil verkehrt. Der Sport bietet den Jugendlichen die Möglichkeit, Leistungen zu erbringen, die auch in der Welt der Erwachsenen hohe Anerkennung, Würdigung und Beachtung finden und im Gegensatz zu den abstrakten schulischen Ehren sofort durch eine spürbare, umfassende Gratifikation gekennzeichnet sind. Sportliche Leistungen bilden somit einen von großen Teilen der Jugendlichen bewußt wahrgenommenen, gewissermaßen immer wieder aktuellen Gegenmechanismus zu dem 'grundlegenden Mechanismus', der den Transport der Heranwachsenden in die Erwachsenengesellschaft sichert und dadurch charakterisiert ist, daß derjenige, der sich heute fleißig in Schule oder Berufsausbildung abmüht, später durch eine adäquate Positionszuweisung honoriert wird. Die langjährige Geduld, die dieser Aufschubmechanismus verlangt, hat vielen Jugendlichen seit jeher Probleme bereitet. Die permanente Verlängerung der Verweilzeiten in Bildungs- und Ausbildungssystemen hat diese Geduld immer stärker gefordert. Verschärfend kommt hinzu, daß dieser Aufschubmechanismus besonders in den letzten Jahren durch den strukturellen Arbeits- und Ausbildungsplatzmangel aus der Perspektive der Jugendlichen zunehmend brüchiger und unglaublicher geworden ist.

Diese wenigen Überlegungen machen es verständlich, daß sportliche Leistungen für die Bewertung der Jugendlichen untereinander und für ihr Selbstwertgefühl wichtig sein können. Ergebnisse empirischer Untersuchungen mit verschiedenen Theorie-Hintergründen können diese Einsicht stützen. So sind z.B. die von GABLER (1981) und SACK (1980c) untersuchten jugendlichen Sportler mit sich zufriedener und erfolgsoversichtlicher als andere Jugendliche. Den von KAMINSKI et al. untersuchten jugendlichen Hochleistungssportlern trauten ihre Lehrer eher zu, intern zu attribuieren, insbesondere auch die Verantwortung für ihre Mißerfolge zu übernehmen, als ihren Klassenkameraden (KAMINSKI et al. 1984, 218-221). Dabei ist jedoch zu beachten, daß diese Ergebnisse in allen drei Untersuchungen an jugendlichen Sportlern gewonnen wurden, die nicht nur gelegentlich etwas Sport treiben, sondern regelmäßig, über längere Zeit und mit hohem Aufwand im Trainings- und Wettkampfsystem eines Vereins engagiert waren.

Auf der anderen Seite ist anzunehmen und durch alltägliche Beobachtungen zu stützen, daß besonders Jugendliche Mißerfolge im Sport in hohem Maß als bedrohlich für das Selbstwertgefühl empfinden. Die Attraktivität des Sports im Jugendalter wird also für jeden Jugendlichen besonders davon abhängen, wie weit er hier angemessene Herausforderungen an die eigene Tüchtigkeit und identitätsfördernde Leistungserlebnisse findet.

Identitätsfindung und die Sicherheit im sportlichen Körper

Die körperlichen Veränderungen, die besonders für den Anfang der Jugend charakteristisch sind, stellen ein klassisches Thema der Jugendforschung dar (AUSUBEL 1976, 138-169; OERTER 1982, 250-264). In dem nun offensichtlich veränderten Körper Sicherheit zu erhalten oder wiederzugewinnen ist eine Entwicklungsaufgabe, deren Deutung im Zusammenhang mit dem Identitätskonzept nahe liegt (HORNSTEIN et al. 1975, 401-413). Dabei ist jedoch nicht einfach davon auszugehen, daß jede stärkere körperliche Veränderung von psychischen Krisen begleitet ist. Durch ein differenziertes Zusammenspiel von Selbst- und Fremdeinschätzung auf dem Hintergrund bestehender Normen und Stereotype entsteht vielmehr ein Bild vom eigenen Körper und seinen Qualitäten.

Dies Bild ist besonders im Jugendalter stark emotional gefärbt und kann für das Selbstwertgefühl der Jugendlichen von außerordentlicher Bedeutung sein (vgl. 411-413).

In diesen Zusammenhang ist auch RITTNERs These zu stellen, daß in der zunehmenden normativen Unsicherheit unserer Welt der Rückzug auf die Gewißheit des Körpers und die scheinbare Selbstverständlichkeit körperbetonter Rituale naheliegen (bes. RITTNER 1983). RITTNER hat seine Analysen zwar nicht für Jugendliche differenziert, doch es scheint plausibel, daß sie für diese Lebensphase, die in besonderer Weise durch normative Unsicherheit gekennzeichnet ist, hohe Geltung haben.

Es gibt nicht nur einen Weg, die Sicherheit des Körpers im Jugendalter zu erhalten oder wiederzugewinnen. Es spricht jedoch vieles dafür, daß regelmäßiges körperliches Training im etablierten Trainings- und Wettkampfsystem einer anerkannten Sportart besonders für männliche Jugendliche unter den vielbegangenen Wegen derjenige ist, der den wahrscheinlichsten Erfolg verspricht. Hier wird - zunächst im Kontext einer Sportart - ein Umgang mit dem Körper einschließlich des sportlichen Habitus und der als sportlich geltenden Attitüden erlernt und gefestigt, der auch das körperbezogene Verhalten außerhalb des Sports sichern kann. Die sportliche Figur und die am Körper getragenen, auf den Sport verweisenden Accessoires stützen diese Sicherheit. Nicht zu unterschätzen ist darüber hinaus, daß auch das Training selbst eine Sicherheit in der Beherrschung und Verfügbarkeit des Körpers herstellen kann, die gerade in der Jugend nicht selbstverständlich, aber für die Selbstsicherheit allgemein bedeutsam ist. Die für das frühe Jugendalter oft beobachtbare, in älteren Lehrbüchern sogar als normal beschriebene "motorische Krise" tritt bei regelmäßigem Training nicht auf.

In diesem Zusammenhang bietet sich eine Überlegung zum Modus der Körperzuwendung an, der im Sport dominiert (vgl. GRUPE 1982, 47-66). Sportliches Training ist darauf gerichtet, den sich bewegenden Körper zwar in seinen wesentlichen Merkmalen bewußtseinsfähig und kontrollierbar zu halten; aber der Körper soll sich nicht ständig als das Aufmerksamkeit Beanspruchende, Sperrige, Unlust Verursachende, nicht Gehorchende, die Möglichkeiten Begrenzende ins Bewußtsein drängen. Diese sportliche Thematisierung des Körpers ist gelegentlich, allerdings ohne den notwendigen Bezug auf anthropologische Theorien, als "Instru-

mentalisierung" kritisiert und als Verletzung eines mystifizierten "Rechts des Körpers" angeprangert worden (z.B. RUMPF o.J., 10-12). Die wenigen interpretierbaren Ergebnisse empirischer Untersuchungen, die es bisher gibt, deuten jedoch darauf hin, daß gerade jugendliche Leistungssportler, die diese sogenannte Instrumentalisierung sehr weit treiben, durchschnittlich weniger Probleme mit ihrem Körper haben (bes. SACK 1975, 156-166).

Identitätsfindung und der Beitrag der Sportgruppe

Die Bedeutung der Altersgruppe für die Entwicklung im Jugendalter, aber auch im engeren Sinn für die Identitätsbildung ist verschiedentlich beschrieben worden (EISENSTADT 1966; AUSUBEL 1976, 327-370; BAACKE 1979, 152-163; OERTER 1982, 284f): Sport hat unter den Inhalten der gemeinsamen Aktivitäten Jugendlicher einen hohen Stellenwert. Der Sportverein muß aus sozialisationstheoretischer Perspektive als bedeutendstes, außerschulisches Konstitutiv bzw. als parasitäre Angliederungsinstanz (vgl. BAACKE 1979, 153) jugendlicher Gruppen angesehen werden. Der Sportverein zeichnet sich dabei vor allem durch folgende Eigenschaften aus: Die Teilnahme ist freiwillig. Die Jugendlichen finden ein fachspezifisch geleitetes, pädagogisch/ideologisch unverdächtiges, attraktives Betätigungsfeld vor. Es werden ihnen Räume, Ausstattungen, Fachkompetenzen und die Teilnahme an weiterführenden Veranstaltungen angeboten, die flexibel und preiswert von den Erwachsenen vorstrukturiert werden. In der Regel besteht im Vergleich zu anderen Institutionen auch ein hohes Maß an Gestaltungs- und Mitverantwortungsmöglichkeiten.

Diese Eigenschaften machen einsichtig, daß die Gleichaltrigengruppen sich in diesem Ausmaß in den Turn- und Sportvereinen um den so attraktiven wie bedeutungsvollen Aktivitätskern des Sporttreibens engagieren oder neu konstituieren lassen. Im Vergleich zu anderen Organisationsformen der Jugendarbeit und pädagogischen Formen der Freizeitverbringung wird im Sportverein eher das geboten, was man als lockere, variantenreiche Geselligkeit empfinden kann. Hier wird mit dem Medium Sport innerhalb der Gleichaltrigengruppe in einer großen Situationsvielfalt der zukünftige Ernst des Lebens vorgespielt bzw. vorbereitet. Partikularistische Werte (im Sinne von EISENSTADT 1966, 39-45) wie Gebor-

genheit, Vertrautheit und emotionale Nähe werden hier in einer Mannschaft, Riege oder Staffel noch erfahren, aber gleichzeitig auch mit Ansprüchen und Werten der Leistungsgesellschaft – sich einen Platz zu erkämpfen, besser zu sein als andere – konfrontiert.

Intern entwickeln sich Kämpfe und Konflikte mit ständig wechselnden Allianzen. Vieles bleibt dabei im Schutz der Gruppe. Sie verleiht ein gewisses Maß an Sicherheit auch für die außerhalb dieser kleinen übersichtlichen Welt sich ständig wandelnden Situationen und füllt den von SCHELsky (1957, 33–41) diagnostizierten rollenlosen Leerraum, der aus dem "Strukturdilemma" von "intimer und kleingruppenhafter Welt der Familie" und "großorganisatorischen Sozialbeziehungen und sozialen Gebilden" zwangsläufig entstanden ist, mit spezifischem Rollenverhalten und daraus resultierender Verhaltenssicherheit an. Jugendliche sind in besonderer Weise auf der Suche nach dieser Sicherheit als einem bedeutenden Teilaspekt von Identität; nach ERIKSON (1971a; b) können sie sie dadurch erwerben, daß sie ihre Erscheinungen und Wirkungen in den Augen anderer erproben. Die anderen sind zunächst und vor allem die Gleichaltrigen, die aus einer vergleichbaren Ausgangslage heraus handeln. Hier werden die Szenen und Situationen gesucht, in denen sich eigene Erscheinung und Wirkung auf die Probe stellen lassen. Der traditionelle Sport scheint nicht zuletzt durch die grundlegende Ambivalenz (Sieg – Niederlage; Leistung – Schwäche; Mut – Feigheit; Miteinander – Gegen-einander; Rivalität – Solidarität usw.) für derartige Inszenierungen prädestiniert zu sein. BAACKE (1979, 158) hebt heraus, daß die entsprechenden Erfahrungen pädagogisch kaum zu inszenieren sind, und bringt sie – unter Berufung auf SCHMUCK – ausdrücklich in Zusammenhang mit der Identitätsbildung. Sportliche und sportähnliche Situationen bieten besonders reichhaltige Anlässe, gerade diese Erfahrungen zu machen. Das durch die Medien vermittelte Bild des Sports hebt diese Themen im Zusammenhang mit dem zentralen Leistungsprinzip immer wieder heraus.

Man kann darüber hinaus mit guten Gründen annehmen, daß die Rolle des Sportlers gerade angesichts der Vielfalt normativer Orientierungen, denen Jugendliche sich gegenüber sehen, ein Potential an Verhaltenssicherheit bietet: Sie ist eine Rolle, die hohe Zustimmung findet – unter Jugendlichen und Erwachsenen; sie bietet normative Hilfen und konkrete Handlungsmuster nicht nur in sportlichen Situationen, sondern in weiten Bereichen auch des übrigen Lebens: wie man sich auch im Alltag be-

wegt, wie man sich kleidet, wie man miteinander Kontakt findet und umgeht, wie man es mit Essen, Trinken, Rauchen, dem anderen Geschlecht usw. hält – für den Sportler gibt es zu all dem Orientierungsangebote und große Vorbilder, von denen er weiß, wie sie sich verhalten. Die Bedeutung des Vorbilds im Sport für die Identitätsbildung in der Jugend wäre hier noch ein eigenes Thema (vgl. TAFERTSHOFER 1982). Der jugendliche Sportler hat ein abgestuftes System von Vorbildern – von den ganz großen, selten anfaßbaren Medienstars bis zu den kleinen Größen seines Vereins. Doch sie alle sind Spielarten der in wesentlichen Punkten doch einheitlichen Rolle des Sportlers.

Die hohe Wertschätzung des Sports in den Augen der Erwachsenen garantiert den Jugendlichen für dieses soziale Experimentierfeld mehr Spielräume, weniger erwachsene Beaufsichtigung und Kontrolle als für andere typische peer-Aktivitäten. Damit wächst – nach der Theorie – seine mögliche Bedeutung im Rahmen jugendlicher Sozialisation. Empirische Daten bestätigen und ergänzen dieses idealtypische Bild. Im Sport engagierte Jugendliche sind eher kontaktfreudiger, geselliger, kommunikativer als andere (SACK 1975; FUCHS 1985b, 211f); aber diese hohe Integration untereinander ist nicht zugleich eine Frontstellung gegenüber den Erwachsenen. SACK (1985a) hat gezeigt, daß ZINNECKERS Konzept der Jugendkultur, weil es auf den Generationenkonflikt abhebt, die sporttreibenden Jugendlichen in der Jugendstudie '81 quasi annulliert. Sportjugendliche sind weder ausgeprägt jugend– noch erwachsenenzentriert. Auch in der '85er Studie mit ihrer differenzierten Theorie sozialer Orientierungsmuster bleibt es dabei: Die Sportjugendlichen neigen keinem der beiden Pole "Anpassungsbereitschaft" oder "Selbstbehauptung" besonders zu. Sie haben relativ wenig Konflikte mit den Eltern (FUCHS 1985a, 225), sind aber dennoch besser in die Gruppe Gleichaltriger eingebunden (ebd., 211f). Wieder – wie schon beim Leistungsgesichtspunkt – zeigt sich jedoch, daß diese Konturen erst hervortreten, wenn man die im Sportverein organisierten Jugendlichen befragt.

Konsequenzen für den Jugendsport in den Vereinen

Die knappe, typisierende Skizze zu den identitätsfördernden Beiträgen eines Sportengagements hat Indizien dafür zusammengetragen, daß auch und gerade der "alte", "herkömmliche Sport" den Jugendlichen helfen

kann, ihre typischen Probleme in diesem Lebensabschnitt zu lösen: der Sport, der im wesentlichen im Trainings- und Wettkampfsystem einer Sportart betrieben wird, in dem es vor allem um Leistung geht, der auch den Körper leistungsthematisch instrumentalisiert, der in der Sicherheit einer Sportlerrolle betrieben wird, umgeben von Gleichaltrigen, die ebenfalls Spaß an den Sozialisationsspielen im Umkreis der Ambivalenzen des Sports haben. Nun soll jedoch nach neueren Darstellungen, die auch den Anstoß zu diesem Beitrag gegeben haben, dieser "alte Sport" in einer Krise stecken und der Sport der Zukunft ganz anders aussehen: Leistung, Konkurrenz, Askese sollen in den Hintergrund treten zugunsten von aktuellem Genuß und Geselligkeit; die Sportlerrolle soll ihre Verbindlichkeit verlieren; der Körper soll aus einem Instrument zum Thema werden (von Sisyphos zu Narziß). Wie plausibel ist diese These? An dieser Stelle bietet es sich an, die bis hier herangezogenen Deutungen zu den identitätsfördernden Funktionen von Leistungserfahrungen, Körperverständnis und Rollenanforderungen im Sport etwas zu relativieren. Die typisierend skizzierten Chancen, durch ein Sportengagement als Jugendlicher Verhaltenssicherheit zu gewinnen, tragen nicht bis zu einer Form jugendlicher Identität, die man als "reif" bezeichnen könnte. Ein Heranwachsender muß auch lernen und in seinem Handeln realisieren, daß Leistungen in anderen Lebensbereichen bedeutsamer sein können als im Sport, daß nicht für alle Lebenssituationen die Sportlerrolle angemessene Verhaltensmuster bereithält und daß auch der Umgang mit dem Körper nicht nur nach dem für den Sport charakteristischen Modus gestaltet werden kann.

Es könnte sein, daß das Engagement im Sport als identitätsfördernd in dem hier beschriebenen Sinn typischerweise vor allem im ersten Abschnitt der Jugend empfunden wird. Für den Übergang von der Kindheit zur Jugend scheint es plausibel, daß bei der Suche nach Identität erst das Bedürfnis nach Sicherheit und Kontinuität im Vordergrund steht. Dies Bedürfnis kann durch eine Hingabe an den Sport in der beschriebenen Weise zunächst sehr gut erfüllt werden. Später muß das Handlungsfeld Sport mit seinen typischen Werten und Normen zunehmend relativiert werden, die zunächst gern angenommene Ich-Bedeutsamkeit sportlicher Leistungen muß fraglicher werden. Vor allem für die Mehrheit der Jugendlichen, die kein besonderes Talent für sportliche Leistungen haben und die sich ansehnliche Ergebnisse mit zunehmendem Alter durch immer höheren Trainings- und Zeitaufwand erkaufen müssen, stellt sich bald

die Frage, wieviel Investition sich wofür noch lohnt. Diesen Überlegungen entsprechen die vorliegenden Zahlen zur Veränderung des durchschnittlichen Sportengagements im Verlauf von Kindheit und Jugend. SACK (1980a, 243) konnte zeigen, daß der Organisationsgrad in den Sportvereinen im Kindes- und frühen Jugendalter zunächst stetig ansteigt und bei den Mädchen im 14. Lebensjahr (44%), bei den Jungen im 15. Lebensjahr (60%) seinen Höhepunkt hat; er sinkt von dort an allmählich ab. Die überragende Position des Sportvereins unter den Organisationen bleibt jedoch bis zum Ende der Jugend erhalten; bei den 18-jährigen beträgt der Organisationsgrad immerhin noch 33% bei den weiblichen bzw. 48% bei den männlichen Jugendlichen.

Vor dem Hintergrund seiner empirischen Befunde deutet SACK den Knick beim 14. bzw. 15. Lebensjahr aus einer "Umkehr in der Lebensperspektive", die in der Biographie eines Jugendlichen als normal angesehen werden kann. Mit zunehmendem Alter der Jugendlichen steigen im Verein typischerweise die Erwartungen an die sportliche Leistung ("Leistungsspirale"); in den meisten Sportarten bedeutet das zugleich, daß der wöchentliche Zeitaufwand für Training und Wettkämpfe erhöht werden muß, wenn man weiter mithalten will. Zugleich treten in der jugendlichen Biographie jedoch andere Interessen und Verpflichtungen auf oder nehmen an Bedeutung zu. Schule, Ausbildung und berufliche Zukunft, die persönlichen Beziehungen zu anderen Menschen, vor allem zu anderen Jugendlichen (auch des anderen Geschlechts) und andere Freizeitinteressen ("Hobbys") bekommen vom 12. bis zum 18. Lebensjahr immer mehr Gewicht; der Sport sinkt vergleichsweise deutlich ab, (SACK 1980a, 254–266). Daher beginnen die jugendlichen Vereinsmitglieder den Aufwand für die sportliche Karriere zu verringern, den dadurch auch abgenötigten Verzicht auf andere schöne und wichtige Seiten des Lebens kritischer gegen das aufzurechnen, was ihnen der Verein bietet. Und wenn die eigenen sportlichen Erfolge nicht ausreichen, diese Bilanz positiv zu deuten, versuchen es 60% aller Vereinsjugendlichen erst noch einmal mit einer anderen Sportart, 40% auch in einem anderen Sportverein (SACK 1980a, 238–240). Wenn sich aber auch so die Bilanz nicht verbessern läßt, müssen andere Reize des Vereinslebens, aber auch die bereits erfolgte Integration in den Verein und ein sportbegeistertes soziales Umfeld in Familie und Freundeskreis die Vereinsbindung stützen – sonst tritt man aus.

Hier müßten die Sportvereine ansetzen. Es geht nicht darum, eine konsequente Alternative zum bisherigen Angebot einzurichten, sondern darum, Formen zu finden, die die Jugendlichen auch bei gleichbleibendem oder verringertem Engagement noch als sinnvoll erleben können. Die weitergehenden Forderungen von BRINCKMANN/SPIEGEL und RIDDER beruhen im Kern darauf, daß sie den typischen Verlauf einer Jugendbiographie in einen säkularen Trend ("von der Leistung zur Lust") umdeuten. Weder SACKs Studien, auf die sie sich dafür berufen, noch andere bisher vorliegende Daten können diese Forderung nach einer grundsätzlichen Umorientierung der Jugendarbeit in den Sportvereinen stützen. Überlegungen, wie noch mehr Jugendliche als bisher länger im Verein gehalten werden können, dürfen nicht in Vorschläge münden, gerade das aufzugeben, was bisher die unvergleichliche Attraktivität des Sports für Jugendliche ausgemacht hat. Dies konservative Fazit läßt sich in vier Punkten zusammenfassen:

1. Sport hat für die meisten Jugendlichen wesentlich mit Leistung und der Selbstbestätigung durch Leistung zu tun. Das ist der Kern seiner Attraktivität, aber auch der tiefste Grund für die Abwendung vom Sport. Es kommt also darauf an, den Sport im Verein so zu gestalten, daß möglichst viele Jugendliche möglichst lange erfahren können, wie man durch Training im Sport seine Leistungen steigern und darüber hinaus Identität gewinnen kann. In dieser Hinsicht ist im Trainings- und Wettkampfsystem der Vereine und Verbände vieles reformbedürftig. Es ist jedoch ein Irrtum, von einem leistungsarmen Sport ohne Sieger, ohne Konkurrenz, ohne regelmäßiges Training und damit die Erfahrung langfristiger Verbesserung mehr Attraktivität zu erwarten.
2. Die meisten Jugendlichen werden daher immer dazu neigen, sich auf eine oder zwei Sportarten zu spezialisieren. Es wird zwar immer noch zu wenig beachtet, wie nachteilig zu frühe Spezialisierung auch für die Leistungsentwicklung ist, und man sollte auch die Bereicherung und Anregung nicht unterschätzen, die es bedeuten kann, auch einmal etwas anders zu machen. Aber bunt gemischte mixed-pickles-Angebote ohne Mitte und Kontinuität haben keine Chance, viele Jugendliche längerfristig zu binden.
3. Der Körper, sein Aussehen, und seine Wirkung auf andere sind für Jugendliche wichtig, vielleicht sogar heute mehr als früher. Auch unmittelbar körperbezogene Reize der Bewegung wie z.B. der Rausch der Geschwindigkeit oder die Expressivität in Tanz und Bewegungskunst

könnten vermehrt Aufmerksamkeit finden. Es spricht jedoch wenig dafür, daß Techniken der Körpererfahrung, in denen der Körper selbst Gegenstand der Aufmerksamkeit wird (Entspannungstechniken, Feldenkrais-Übungen usw.), zu einer neuen Mitte einer verbreiteten jugendlichen Körperkultur werden können. Selbst dann, wenn sich solche Techniken wieder in den Rahmen einer tradierten Körperkultur eingebunden finden und dann auch wiederum eine sportähnliche Rolle begründen könnten (z.B. Tai Chi), wird es nur kleine Minderheiten binden.

4. Die attraktiven Muster des Sports wandeln sich immer wieder. So scheinen heute z.B. Natur- und Abenteuersportarten im Kommen zu sein. Aber diese neuen Muster finden doch immer wieder in Sportlerrollen hinein. Es ist unwahrscheinlich, daß die Zukunft dem individualisierten Sportlerleben außerhalb von Vereinsbindung, Regelwerk und normativen Sportlerrollen gehört. Und selbst wenn es so wäre, läge es nicht im Interesse der Vereine, diese Entwicklung durch ihre Angebote für Jugendliche zu fördern.